

Frei-sprechen

Lebensgeschichtliche Bildungsarbeit mit alten Menschen

Über NS-Verbrechen wird nach wie vor geschwiegen. Zwar liegt heute eine Vielzahl historischer Analysen und Darstellungen vor, doch eigene Wahrnehmung von Verfolgung, das Miterleben von Demütigungen und Mißhandlungen und damaliges Wissen um massives Unrecht dürfen vielerorts nicht erzählt werden. Es herrscht ein soziales Schweigegebot, über dessen Einhaltung die Gesellschaftsmitglieder – aller Generationen – wachen. Die Institutionalisierung des Schweigens setzte bereits zur Zeit des Nationalsozialismus ein, als unter anderem aus Angst vor Denunziation über beobachtete Greuel nicht gesprochen wurde. Bis heute verhindert dieses Schweigen die Auseinandersetzung mit eigenen Schuldgefühlen. Die damals praktizierte und nie aufgebene Wahrnehmungsabwehr verhinderte Trauerarbeit und damit das Einfühlen in die Opfer. Das Schweigen der Nichtverfolgten, der Täter/innen, Mitläufer/innen und Duldenden trifft darüberhinaus auf die Schwierigkeit der Opfer, über ihre zutiefst schmerzhaften und demütigenden Erfahrungen zu erzählen. Ihr Bedürfnis, diese Erinnerungen wegzuschieben, um in

der Gegenwart leben zu können, mischt sich mit den Wünschen der Nichtverfolgten, nichts mehr „darüber“ zu hören. Mit dem Schweigen ging schon während der NS-Zeit die Dehumanisierung und De-realisation der Opfer einher: sukzessive wurden sie nicht mehr als Menschen gesehen und gar nicht mehr wahrgenommen.¹

Alltagsgeschichtliche Forschungs- und Bildungsprojekte haben nicht selten dieser Ausgrenzung der NS-Verbrechen und der NS-Opfer aus der kollektiven Erinnerung Vorschub geleistet. Wo diese Initiativen die Perspektive und Selbstdeutungen der Interessengemeinschaft der Mitläufer/innen übernahmen, trugen sie zur gegenseitigen Bestätigung einer „unpolitischen Lebensgeschichte“ bei. Sie unterstützten damit die Entpolitisierung und Normalisierung des Nationalsozialismus, in dessen Alltag die Wirklichkeit von Verfolgung und Verfolgten keinen Platz mehr hat. Übrig blieb nur mehr die „gelebte Erfahrung der Bevölkerungsmehrheit (...): die Normalität des ein ‚normales‘ Leben lebenden, ‚normalen‘ Deutschen“.² Diesen Tendenzen entgegenwirken sollten unsere Ausstellung *Politische*

Brüche – biographische Brüche? Alltag und Politik in Wiener Lebensgeschichten im Pensionistenheim Liebhartstal in Wien-Ottakring (31. Mai bis 11. Juli 1994) sowie der ihr vorangehende lebensgeschichtliche Gesprächskreis mit Bewohner/innen des Hauses. Gesprächskreis und Ausstellung verstanden sich als ein Versuch, das Politische im Alltag wahrzunehmen sowie Verfolgung und Nicht-Verfolgung gleichermaßen als Bestandteile der Normalität des NS-Staates zu erkennen. Wir fühlten uns dabei einem Konzept von Alltagsgeschichte verpflichtet, das Alltag nicht als das Immerwiederkehrende versteht, sondern nach dem Leben der Menschen in und mit gesellschaftlichen und damit auch politischen Bedingungen fragt, nach ihrer Aneignung der Welt.³

Die Ausstellung präsentierte anhand von Interviewtexten, privaten Fotos und Dokumenten die Lebensgeschichten von sechs Wiener/innen und setzte diese jeweils zu den politischen Veränderungen im Österreich der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Beziehung. Dieser an den Biographien – und nicht an Aspekten – orientierte Zugang bietet die Chance, unterschiedlichste Aneignungsformen und damit unterschiedliche Wirklichkeiten in das Blickfeld zu rücken. Wir finden keinen „durchschnittlich-normalen“ Alltag mehr vor, der weder Politik noch Verfolgung kennt. Der hier gezeigte Alltag präsentiert sich vielmehr als ein Mosaik, das sich sowohl aus den Geschichten der „Mitläufer/innen“ im NS-Staat als auch aus den Erfahrungen von Verfolgten (einer Jüdin und einer Sozialistin) zusammensetzt. Die Verfolgten erscheinen als konkrete Personen – und zwar nicht im

Rahmen einer Extrarubrik „Opfer“, sondern mitten im allgemeinen Alltag. Dabei erscheinen die Erfahrungen von Opfern und Verstrickten nicht als völlig voneinander getrennte Wirklichkeiten; vielmehr werden gerade die Schnittstellen zwischen dem Alltag der Verfolgten und der Nicht-Verfolgten hervorgehoben. Dies geschieht auf zwei Ebenen: Erstens werden die Opfer in einen für Nicht-Verfolgte vertrauten Alltag integriert, indem nicht nur deren Erfahrungen in der Verfolgungsperiode, sondern auch in der Zeit davor dargestellt werden. So ist beispielsweise auf einem Foto Elisabeth S., eine Wienerin jüdischer Herkunft, gemeinsam mit Familienangehörigen (von denen übrigens keiner den Nationalsozialismus überlebte) bei einem Ausflug an die Alte Donau zu sehen – ein normaler Sonntagsausflug, den viele Menschen jüdischer wie eben auch anderer Herkunft vor 1938 erlebt haben dürften. Zweitens werden in den dargestellten Lebensgeschichten der nicht verfolgten Wiener/innen unter anderem jene Erzählungen hervorgehoben, die von der Konfrontation mit Demütigungen von Juden und Jüdinnen („Reibaktionen“) im März 1938 berichten.

Die Ausstellung ist das Ergebnis der Bildungsarbeit im lebensgeschichtlichen Gesprächskreis, den wir seit März 1993 im Pensionistenheim Liebhartstal leiten. Es waren die Teilnehmer/innen dieser Erzählrunde, deren Biographien in der Ausstellung vorgestellt wurden und die dieser Form der Präsentation zustimmten. Durch unsere personenzentrierte Gesprächsführung stand hier jedem/jeder Teilnehmer/in ein Raum zur Verfügung, in dem er/sie ausführlich nach eigenen Kriterien über sein/ihr Leben erzählen

konnte. Zwar boten wir vor jedem Treffen Themen beziehungsweise Zeitabschnitte als Einstiegshilfe an, doch thematische ‚Abschweifungen‘ wurden als Teil der Erzählung akzeptiert. Nicht zuletzt dadurch konnten die Senior/inn/en über jene individuellen und kulturellen Grenzen springen, die zuvor das Aussprechen schmerzhafter, demütigender und schuld-beladener Erfahrungen blockiert hatten. Dies betraf insbesondere jene Teilnehmer/innen, die zwischen 1934/1938 und 1945 politisch oder ‚rassisch‘ verfolgt worden waren. Mit dem Gesprächskreis fanden sie – vielleicht – erstmals einen Ort vor, an dem ihrer Verfolgungsgeschichte Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Für die Nicht-Verfolgten erhielten die Opfer wieder Gesichter. Bemerkenswert ist zudem, daß gerade die Erzählungen der Opfer die Nicht-Verfolgten motivierten, die eigene Biographie mit dem Politischen zu verknüpfen.

Am Beispiel zweier Teilnehmerinnen zeigt sich, welche Emanzipationsprozesse sich aus dem Wechselspiel der Konfrontation mit fremden Biographien und dem Bewußt- und Öffentlichmachen der eigenen Lebensgeschichte ergeben können:

Elisabeth S., Wienerin jüdischer Herkunft, bedauert wiederholt, ein „Hirn wie ein Sieb“ zu haben. Sie kann sich, als sie im Frühling 1993 den lebensgeschichtlichen Gesprächskreis zu besuchen beginnt, an ihre Vergangenheit nicht erinnern. Nur soviel weiß sie: Sie war mehrere Jahre im KZ. Nach und nach fallen ihr im Kontakt mit anderen Pensionist/inn/en – insbesondere einer zweiten als Jüdin verfolgten Frau – Teile ihrer Lebensgeschichte ein. Sie bringt in der Folge auch Fotos und Dokumente für die Ausstellung. Als sie al-

lerdings zum ersten Mal die Ausstellungstafeln sieht, die ihre Geschichte präsentieren, ist sie geschockt, so geballt stehen die schmerzhaften Erinnerungen plötzlich vor ihren Augen. Auch wir sind tief getroffen, wollten wir ihr doch mit der Ausstellung kein zusätzliches Leid zufügen. Als die Tafeln im Foyer des Pensionistenheims aufgestellt werden, erleben wir freilich eine Überraschung: Frau S. versäumt – entgegen ihrer sonstigen Vergeßlichkeit – nicht nur nicht den Termin der gemeinsamen Besichtigung, sie bleibt auch lange im Foyer, diskutiert über Antisemitismus und zeigt und erzählt anderen Bewohner/inne/n ihre Lebensgeschichte anhand der Ausstellungstafeln: Sie stellt sich ihrer Vergangenheit.

Das Aussprechen ihrer Erfahrung und in einem zweiten Schritt auch die Veröffentlichung halfen Frau S., Distanz zu ihren schmerzhaften Erinnerungen zu schaffen. Sie konnte die Erinnerungen aus sich heraustragen, quasi neben sich stellen, handhabbarer machen. Dadurch konnte sie auch – nicht zuletzt gegen eigene Versuche zu vergessen – die Kontinuität ihrer Lebensgeschichte ansatzweise zurückgewinnen. Die Ausstellung ermöglichte es ihr auch, sich ihren Freund/inn/en und Nachbar/inne/n im Haus mit ihrer Geschichte zu zeigen: als ganze Person unter Einbeziehung der schmerzhaften und demütigenden Erfahrungen in der NS-Zeit.

Das zweite Beispiel: Johanna C. nahm regelmäßig am Gesprächskreis teil und hörte den Erzählungen der Verfolgten mit viel Anteilnahme zu. Durch die Darstellung ihrer eigenen Lebensgeschichte in der Ausstellung wurde sie auf die Lücken ihrer Erzählungen gestoßen. Das

Öffentlichmachen und die Tatsache, daß ihre Erzählungen und Auslassungen nun niedergeschrieben und (für sie) sichtbar wurden, drängten sie, die Gesprächsleiter/innen um ein persönliches Gespräch zu bitten. Sie erzählte dabei bisher Verschwiegenges und legte ihre Verstrickung und insbesondere die ihres Mannes mit dem Nationalsozialismus offen. Sie hat begonnen, sich zu ihrer Geschichte zu bekennen, auch zu den Teilen, die sie heute bedrücken. Sie hat den Gesprächskreis und die Erzählung der Verfolgten offenkundig als Katalysator benutzt, sich mit ihrem eigenen Erleben der NS-Zeit und ihrem daraus resultierenden Schuldgefühl auseinanderzusetzen. Das Aussprechen von bisher Verschwiegenem bedeutete auch für sie – das konnten wir merken – Befreiung. In den Worten einer anderen Beteiligten drückt sich die befreiende Wirkung des lebensgeschichtlichen Erzählens so aus: „Ich konnte so sprechen – obwohl es mir nicht gegeben ist, das Sprechen – aber ich konnte mich freisprechen von dem Ganzen, so wurde mir leichter (...) Ich konnte mich befreien von dem, was mich bedrückt. Ich konnte es mir von der Seele reden (...) Und sowas gibt sehr viel, wenn man sprechen kann“.

Anmerkungen:

1 Vgl. Gabriele Rosenthal, Antisemitismus im lebensgeschichtlichen Kontext, in: ÖZG 3 (1992), 449–479; dies., Kollektives Schweigen zu den Nazi-Verbrechen. Bedingungen der Institutionalisierung einer Abwehrhaltung, in: Psychosozial 15 (1992), H. 3, 22–33.

2 Dan Diner, Zwischen Aporie und Apologie, in: ders., Hg., Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Hi-

storikerstreit, Frankfurt am Main 1987, 62–73, 67.

3 Vgl. Alf Lüdtke, Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: ders., Hg., Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main u. New York 1989, 9–47; Reinhard Sieder, Was heißt Sozialgeschichte? Brüche und Kontinuitäten in der Aneignung des ‚Sozialen‘, in: ÖZG 1 (1990), H. 1, 25–48; ders., Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?, in: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994), 445–468.